

Ueber die Tierliebe

Autor(en): **Gerlach, Richard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665490>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ueber die Tierliebe

Von Richard Gerlach

Nicht jeder, der sich mit den Tieren beschäftigt, liebt sie auch. Nicht jeder, der glaubt, die Tiere zu lieben, beschäftigt sich ernsthaft mit ihnen. Wer nur sein eigenes Hündchen oder Kätzchen süß findet und den Liebling wie ein Schosskind päppelt, hätschelt und verwöhnt, für alle übrigen Tiere aber kein Auge hat, ist gewiss kein wahrer Tierfreund. Er hat seinen Spass an einem lebenden Spielzeug, und oft genug fühlt sich das wie ein kleiner Mensch behandelte Putzlein nicht sonderlich wohl dabei und möchte, wenn es ein Hund ist, viel lieber draussen umherrennen als brav, mit Süßigkeiten gefüttert, am Ofen liegen; oder spränge, wenn es eine Katze ist, lieber einmal über die Dächer, als immer nur sanft auf dem Sofa zu schnurren. Noch übler ergeht es nicht selten den in allzu engen Käfigen eingesperrten Vögeln. Schaudert uns nicht vor den Grausamen, die Nachtigallen blendeten, damit sie schöner sängen?

Gewiss kann uns ein Hund zu einem treuen Freund werden, und die anmutige Gegenwart einer Katze in unseren vier Wänden vermag uns täglich ein wenig zu erfreuen. Aber wir sollten sie behandeln, wie es ihrer Art entspricht. Das können wir nur, wenn wir uns über ihre Natur unterrichten, wenn wir die Erfahrungen anderer beherzigen und nicht meinen, das wüssten wir schon von selbst. Ein Mensch, der Hunde nicht leiden kann, sollte nie einen halten. Die Sympathie muss immer das erste sein. Dann aber wollen wir die Tiere, die uns anvertraut sind, doch auch richtig pflegen und ernähren, damit sie nicht verweichlichen und verkümmern. Wir müssen wissen, was wir von ihnen erwarten dürfen und was nicht, und das lässt sich sehr wohl lernen.

Gegen Brutalitäten, die von Gedankenlosen und sadistisch Veranlagten gegen Tiere verübt werden, schreitet der Staatsanwalt ein. Indessen beschränkt sich der Tierschutz nicht darauf, Tierquäler der Bestrafung zuzuführen. Dazu kommt es schliesslich nur in krassen und offensichtlichen Fällen. Wichtiger ist es, das Gefühl der Verantwortlichen für das Wohlergehen der Haustiere wachzurufen, und das geschieht am nachhaltigsten schon bei den Kindern. Sie sind es ja, die sich gern ein Aquarium oder Terrarium anlegen. Sie würden kein

Verständnis für die Tiere gewinnen, wenn sie niemals ihre Fische mit Wasserflöhen versorgt oder den Gefiederten in der Vogelstube das Futter gereicht hätten. Diese Pflicht wird mit Freuden erfüllt, wenn sie nur erst erkannt ist.

Was gibt dem Menschen überhaupt die Berechtigung, Tiere zu seinem Vergnügen gefangenzuhalten? Hört man nicht immer wieder die Klage, unsere Zoologischen Gärten wären Gefängnisse, und es wäre besser, die Tiere in der freien Natur zu lassen? Das wäre es auch, wenn die Tiere sich unter der Obhut des Menschen nicht wohlfühlten. Die meisten gewöhnen sich bald ein, und da man ihnen genug Raum, Luft und die ihnen zuträgliche Ernährung und Temperatur bietet, können wir an ihrem Ausdruck und an ihrem prallen Fell oder glänzenden Gefieder sehen, dass sie gesund, frisch und munter sind. Jedes Unbehagen würde sofort auffallen. Ein leidendes Tier wäre gewiss ein niederschmetternder Anblick. Wenn wir die Zoologischen Gärten nicht hätten, würden uns fast alle Tiere unbekannt bleiben. Dann müssten wir uns auf die Haustiere beschränken, und von den einheimischen Säugetieren würden uns ausser Rehen, Hasen, Eichhörnchen, Ratten nur selten einmal einige zu Gesicht kommen. Da die meisten von uns nicht nach Ostafrika oder Indien reisen können, sind wir, wenn wir die Vierfüssler überhaupt kennenlernen wollen, auf die Zoologischen Gärten angewiesen. Wir können aber die Tiere nicht lieben, wenn wir sie nicht kennen.

Bei den Gefiederten ist das Beobachten in der freien Natur leichter. Sie entziehen sich weniger unseren Blicken, und oft werden wir durch ihre Stimmen aufmerksam und sehen sie dann fliegen oder durch die Zweige huschen. Darum begrüßen den Vogelfreund auf Schritt und Tritt gute Bekannte, und er macht nicht den kleinsten Spaziergang, ohne dass er das Frohlocken einer Meise, das Warnen eines Rotkehlchens oder das trillernde Lied eines Zaunkönigs vernimmt, und das sogar noch im Herbst und Winter, wenn die anderen Gesänge verstummt sind. Ich meine, es wäre eine sehr einseitige Tierliebe, die sich nur auf einen Wellensittich oder auf einen Kanarienvogel verstände, ohne hinzuhören, was sonst noch da draus-

sen musiziert. Jede Liebe muss sich freilich zunächst an ein bestimmtes Wesen halten. Aber wenn man einem einzigen kleinen Vogel herzlich zugeht, wird einem bald offenbar, dass es noch mehr gibt, und alle haben ihre Grazie. So lernt man ihre Liebenswürdigkeit schätzen. Man will bei seiner Kenntnis nicht im Ungefähreren stecken bleiben und möchte wissen, wen man da vor sich hat. Man liest also nach, und so entdeckt man immer mehr Arten, bis sie einem schliesslich alle vertraut sind.

Wer einmal wirklich von einem Blick eines Rehs betroffen war, wer erlebte, wie die Buntbarsche im Aquarium ihre Brut behüteten, oder wer das pulsende Behagen der Eidechsen an der sonnigen Mauer wahrnahm, wer die Goldhähnchen in den Tannen wispern hörte, der wird sich immer mehr in die tausendfachen Wunder, die uns umgeben, vertiefen. Die Natur wird zu einem wesentlichen Inhalt seines Lebens, und von ihren Geheimnissen mehr und mehr zu erfahren, bedeutet ihm höchstes Glück.

Kleiner Storch in grosser Stadt

Ein Rückblick

Wäre ich ein Ornithologe, so wüsste ich Wesentliches über diesen einsamen, jungen Storch zu erzählen, der seit zehn Tagen nahe der Zürcher Bahnhofbrücke in einem zum Blumenbeet gewandelten Halbinselchen steht — dort, wo früher das Warenhaus Globus aus den Fluten der Limmat ragte — und der daran schuld ist, dass sich zu allen Tageszeiten die Menschen an den Geländern der Bahnhofbrücke stauen. Ich weiss aber nur, dass dieses junge Störchlein aus dem zürcherischen Naturschutzgebiet von Niederglatt kommt und dass seine Lebensgefährtin, man hatte die beiden Tiere zusammen von der Vogelwarte Sempach aus bringt und in Niederglatt ausgesetzt, kürzlich ihr junges Storchleben unter den Rädern eines fahrenden Zuges aushauchte. Nun ist der Storch allein, und als er vor etwa zehn Tagen die Riede des Naturschutzgebietes verliess, glaubten die Vogelkenner, er habe seine Reise nach Aegypten angetreten. Zeit wäre es dazu! «Denn schon ins Land der Pyramiden fliegen Störche übers Meer», sagt der Dichter. Für unser Störchlein ist es nicht mehr «schon», sondern allerhöchste Zeit.

Soweit die Tatsachen. Sie sind in täglich wiederholender Ausführung in allen Zürcher Tageszeitungen zu lesen. Das Radio hat diesem Storch, der anstatt nach Aegypten zu fliegen in der Limmat domiziliert, eine eigene Sendung gewidmet. Vogelkenner, Tierpsychologen und alle jene Leute, die ihren Brehm und noch etwas mehr gelesen haben, überschwemmen die Tageszeitungen mit Artikeln, die sich in Mutmassungen über die Gründe ergeben, die das junge Störchlein veranlasst haben, nahe der Zürcher Bahnhofbrücke Quartier zu nehmen. Abends verlässt er das blumige Inselchen und

schläft auf dem Dache eines Häuserblocks nahe dem städtischen Polizeihauptquartier, und wenn dieser Artikel erscheint, vielleicht seinen Flug ins Land der Pyramiden angetreten, angefliegen, müsste man sagen. So zierlich und hübsch sich die Storchensilhouette in der kleinen Halbinsel am Limmatquai ausnimmt, uns wäre wohler, wenn er Reisepläne hegte, denn im Zürcher Winternebel kann er nicht leben. Man müsste ihn einfangen, in den Zoo bringen und sich darüber den Kopf zerbrechen, warum der Storch nicht weiterreiste.

Ja, die grosse, brodelnde und und an den stillen Dingen des Daseins oft so wenig interessierte Stadt Zürich zerbricht sich darüber den Kopf. Schulklassen pilgern zur Bahnhofbrücke, um dann nachher in der Naturkunde oder in der Aufsatzstunde sich über den zurückgebliebenen, einsamen Storch auszulassen. Das Radio war bereits da, das Fernsehen wird auch kommen — hoffentlich erschrickt es den Zarten, Zierlichen nicht. Schlechtgelaunte Ehemänner, die sich sonst mittags hinter der Zeitung verschanzen, erzählen ihrer Familie jeden Tag das Neueste über den Storch im Blumenbeet. Horden junger Leute, die jeweils nachts johlend und gröhlend aus dem Niederdorf kommend die Bahnhofbrücke überqueren, werden plötzlich still und behutsam, weil sie den schlafenden Storch nicht stören wollen. Autos und Trams, welche die Bahnhofbrücke passieren, haben es schwer. Ihre Lenker neigten zu gern dazu, dem Störchlein einen Blick zu schenken. Dieser geschenkte Blick hat in den letzten Tagen bereits zu verschiedenen kleineren Zusammenstössen mit Blechschaden geführt. Die Sightseeing-Cars, welche Fremde durch Zürich